

dtv

Stefan Zweig  
Schachnovelle



Bibliothek  
der Erstausgaben

5 |9| AUF dem grossen Passagierdampfer, der mitter-  
nachts von New York nach Buenos Aires abgehen soll-  
te, herrschte die übliche Geschäftigkeit und Bewegung  
der letzten Stunde. Gäste vom Land drängten durch-  
einander, um ihren Freunden das Geleit zu geben,  
10 | Telegraphenboys mit schiefen Mützen schossen die  
Namen ausrufend durch die Gesellschaftsräume, Kof-  
fer und Blumen wurden geschleppt, Kinder liefen  
neugierig treppauf und treppab, während das Orche-  
ster unerschütterlich zur deck-show spielte. Ich stand  
15 | im Gespräch mit einem Bekannten etwas abseits von  
diesem Getümmel auf dem Promenadendeck, als ne-  
ben uns zwei- oder dreimal Blitzlicht scharf aufsprüh-  
te – anscheinend war irgend ein Prominenter knapp  
vor der Abfahrt noch rasch von Reportern interviewt  
20 | und photographiert worden. Mein Freund blickte hin  
un[d] lächelte. „Sie haben da einen raren Vogel an  
Bord, den Czentovic.“ Und da ich offenbar ein ziem-  
lich verständnisloses Gesicht zu dieser Mitteilung  
machte, fügte er erklärend bei: „Mirko Czentovic, der  
25 | Weltschachmeister. Er hat ganz Amerika von Ost nach  
West mit Turnierspielen gekappert [abgeklappert] und  
fährt jetzt zu neuen Triumphen nach Argentinien.“

30 | |10| In der Tat erinnerte ich mich nun des Namens  
dieses jungen Weltmeisters und sogar einiger Einzel-  
heiten im Zusammenhang mit seiner raketenhaften  
Karriere; mein Freund, ein aufmerksamerer Zeitungs-

leser als ich, konnte sie mit einer ganzen Reihe von Anekdoten ergänzen. Czentovic hatte sich vor etwa einem Jahr mit einem Schlag über die bewährten Altmeister der Schachkunst wie Aljechin, Capablanca, Tartakower, Lasker, Boguljubow [Bogoljubow] gestellt; seit dem Auftreten des siebenjährigen Wunderkinds Rzecewski bei dem Schachturnier 1922 in New York hatte noch nie der Einbruch eines völlig Unbekannten in die ruhmreiche Gilde derart allgemeines Aufsehen erregt. Denn Czentovics intellektuelle Eigenschaften schienen ihm keineswegs eine solche blendende Karriere von vornherein zu weissagen. Bald sikerkte das Geheimnis durch, dass dieser Schachmeister in seinem Privatleben ausserstande war, in irgend einer Sprache einen Satz ohne ort[h]ographischen Fehler zu schreiben und, wie einer seiner verärgerten Kollegen ingrimmig spottete, war „seine Unbildung auf allen Gebieten gleich universell“. Sohn eines blutarmen südslavischen Donauschiffers, dessen winzige Barke eines nachts von einem Getreidedampfer überrannt wurde, war der damals Zwölfjährige nach dem Tode seines Vaters vom Pfarrer des abgelegenen Ortes aus Mitleid aufgenommen worden, und der gute Pater bemühte sich redlich, durch häusliche Nachhilfe wettzumachen, [11] was das maulfaule, dumpfe, breitstirnige Kind in der Dorfschule nicht zu erlernen vermochte.

Aber alle Anstrengungen blieben vergeblich. Mirko startete die schon hundertmal ihm erklärten Schriftzeichen immer wieder fremd an; auch für die simpelsten Unterrichtsgegenstände fehlte seinem schwerfällig arbeitenden Gehirn jede festhaltende Kraft. Wenn er

rechnen sollte, musste er noch mit vierzehn Jahren jedesmal die Finger zu Hilfe nehmen, und ein Buch oder eine Zeitung zu lesen, bedeutete für den schon halbwüchsigen Jungen noch eine besondere Anstrengung. Dabei konnte man Mirko keineswegs unwillig oder widerspenstig nennen. Er tat gehorsam, was man ihm gebot, holte Wasser, spaltete Holz, arbeitete mit auf dem Felde, räumte die Küche auf und erledigte verlässlich, wenn auch mit verärgernder Langsamkeit, jeden geforderten Dienst. Was den guten Pfarrer aber an dem querköpfigen Knaben am meisten verdross, war seine totale Teilnahmslosigkeit. Er tat nichts ohne besondere Aufforderung, stellte nie eine Frage, spielte nicht mit anderen Burschen und suchte von selbst keine Beschäftigung, sofern man sie nicht ausdrücklich anordnete; sobald Mirko die Verrichtungen des Haushalts erledigt hatte, sass er stur im Zimmer herum mit jenem leeren Blick, wie ihn Schafe auf der Weide haben, ohne an den Geschehnissen rings um ihn den geringsten Anteil zu nehmen. Während der Pfarrer abends, die |12| lange Bauernpfeife schmauchend, mit dem Gendarmeriewachtmeister seine üblichen drei Schachpartien spielte, hockte der blondstrännige dumpfe Bursche stumm daneben und starrte unter seinen schweren Lidern anscheinend schläfrig und gleichgültig auf das karierte Brett.

Eines Winterabends klingelten, während die beiden Partner in ihre tägliche Partie vertieft waren, von der Dorfstrasse her die Glöckchen eines Schlittens rasch und immer rascher heran. Ein Bauer, die Mütze mit Schnee überstaubt, stapfte hastig herein, seine alte

Mutter läge im Sterben und der Pfarrer möge eilen, ihr noch rechtzeitig die letzte Oelung zu erteilen. Ohne zu zögern, folgte ihm der Priester. Der Gendarmeriewachtmeister, der sein Glas Bier noch nicht ausgetrunken hatte, zündete sich zum Abschied eine neue Pfeife an und bereitete sich eben vor, die schweren Schaftstiefel anzuziehen, als ihm auffiel, wie unentwegt der Blick Mirkos auf dem Schachbrett mit der angefangenen Partie haftete.

„Na, willst du sie zuende spielen?“, spaste er, vollkommen überzeugt, dass der schläfrige Junge nicht einen einzigen Stein [Stein] auf dem Brett richtig zu rücken verstünde. Der Knabe starrte scheu auf, nickte dann und setzte sich auf den Platz des Pfarrers. Nach vierzehn Zügen war der Gendarmeriewachtmeister geschlagen un[d] musste zudem eingestehen, dass keineswegs ein versehentlich nachlässiger Zug seine Niederlage verschuldet habe. Die zweite Partie fiel nicht anders aus.

|13| „Bileams Esel“, rief erstaunt bei seiner Rückkehr der Pfarrer aus, dem weniger bibelfesten Gendarmeriewachtmeister erklärend, schon vor zweitausend Jahren hätte sich ein ähnliches Wunder ereignet, dass ein stummes Wesen plötzlich die Sprache der Weisheit gefunden habe. Trotz der vorgerückten Stunde konnte der Pater sich nicht enthalten, seinen halb analphabetischen Famulus zu einem Zweikampf herauszufordern. Mirko schlug auch ihn mit Leichtigkeit. Er spielte zäh, langsam, unerschütterlich, ohne ein einziges Mal die gesenkte breite Stirn vom Brette aufzuheben. Aber er spielte mit unwiderlegbarer Sicherheit; weder

der Gendarmeriewachtmeister noch der Pfarrer waren in den nächsten Tagen imstande, eine Partie gegen ihn zu gewinnen. Der Pfarrer, besser als irgend jemand befähigt, die sonstige Rückständigkeit seines Zöglings zu beurteilen, wurde nun ernstlich neugierig, wie weit diese einseitige sonderbare Begabung einer strengeren Prüfung standhalten würde. Nachdem er Mirko bei dem Dorfbarbier die struppigen strohblonden Haare hatte schneiden lassen, um ihn einigermaßen präsentabel zu machen, nahm er ihn in seinem Schlitten in die kleine Nachbarstadt, wo er im Kaffee des Hauptplatzes eine Ecke mit enragierten Schachspielern wusste, denen er selbst erfahrungsgemäss nicht gewachsen war. Es erregte bei der ansässigen Runde nicht geringes Staunen, als der |14| Pfarrer den fünfzehnjährigen strohblonden und rotbäckigen Burschen in seinem nach innen getragenen Schafpelz und schweren hohen Schafstiefeln in das Kaffeehaus schob, wo der Junge befremdet mit scheu niedergeschlagenen Augen in einer Ecke stehenblieb, bis man ihn zu einem der Schachtische hinrief. In der ersten Partie wurde Mirko geschlagen, da er die sogenannte sizilianische Eröffnung bei dem guten Pfarrer nie gesehen hatte. In der zweiten Partie kam er schon gegen den besten Spieler auf remis. Von der dritten und vierten an schlug er sie alle, einen nach dem anderen.

Nun ereignen sich in einer kleinen südslavischen Provinzstadt höchst selten aufregende Dinge; so wurde das erste Auftreten dieses bäuerlichen Champions für die versammelten Honoratioren unverzüglich zur Sensation. Einstimmig wurde beschlossen, der Wunder-